

Franz Walter/Teresa Nentwig (Hg.)

# Das gekränkte Gänseliesel

250 Jahre Skandalgeschichten in Göttingen



V&R

Franz Walter / Teresa Nentwig, Das gekränkte Gänseliesel

**V&R** Academic



Franz Walter / Teresa Nentwig, Das gekränkte Gänseliesel

# Das gekränkte Gänseliesel

250 Jahre Skandalgeschichten in Göttingen

Herausgegeben von  
Franz Walter und Teresa Nentwig

Vandenhoeck & Ruprecht

Mit 34 Abbildungen

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

ISBN 978-3-647-30080-1

Umschlaggestaltung: Mario Moths, mm design Marl, unter Verwendung der Fotos »Göttinger Rathausplatz« (© Foto: Markus Hanselmann) und »Lightning with dramatic cloudscape« (© iStockphoto).

© 2016, Vandenhoeck & Ruprecht GmbH & Co. KG,  
Theaterstr. 13, 37073 Göttingen /  
Vandenhoeck & Ruprecht LLC, Bristol, CT, U. S. A.  
[www.v-r.de](http://www.v-r.de)

Alle Rechte vorbehalten. Das Werk und seine Teile sind urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung in anderen als den gesetzlich zugelassenen Fällen bedarf der vorherigen schriftlichen Einwilligung des Verlages.

Satz: textformart, Göttingen

# Inhalt

- 9 **Skandale in einer Universitätsstadt**  
**Zur Einleitung**  
*von Teresa Nentwig und Franz Walter*
- 30 **Das skandalumwitterte Leben**  
**des Gottfried August Bürger (1747–1794)**  
*von Teresa Nentwig*
- 40 **Ein Ritt mit Folgen**  
**Die Göttinger Gendarmen-Affäre (1809)**  
*von Hanna Feesche und Robert Mueller-Stahl*
- 48 **Heinrich Heine und die Göttinger Duellaffäre**  
**von 1820/21**  
*von Danny Michelsen*
- 55 **Bismarck und seine Ausschweifungen**  
**als Student (1832/33)**  
*von Otto-Eberhard Zander*
- 65 **Die Göttinger Sieben und der hannoversche**  
**Verfassungskonflikt 1837**  
*von Lars Geiges*
- 82 **»Sire, geben Sie Kussfreiheit!«**  
**Über die Aushandlung von gesellschaftlichen Normen**  
**zwischen Göttinger Bürgerschaft und Studierenden am**  
**Beispiel des Kuss-Prozesses von Graf Henckel von**  
**Donnersmarck (1926/27)**  
*von Stine Marg und Karin Schweinebraten*
- 91 **Ulrich Kahrstedt und seine »Absage an**  
**die internationale Gelehrtenrepublik« (1934)**  
*von Malte Lübke*

- 99 **»Kein Ehrenmann alten Schlages«**  
Das »Diktat der Menschenverachtung« und  
der »Dokumentenstreit« in der *Göttinger Universitätszeitung*  
(1947/48)  
von Katharina Trittel
- 116 **»Wir wollen keine Harlans mehr«**  
Proteste gegen die Rückkehr des *Jud Süß*-Regisseurs  
im Winter 1952  
von Robert Pausch
- 126 **»Kultusminister der vierzehn Tage«**  
Der Skandal um Leonhard Schlüter 1955  
von Teresa Nentwig
- 139 **Vater Courage**  
Heinz Hilpert, die Wehrpflichtdebatte und  
eine Brecht-Aufführung (1956)  
von Robert Lorenz und Katharina Rahlf
- 153 **Weckruf im Zeitalter der Kernkraft**  
Die »Göttinger Erklärung« von 1957  
von Robert Lorenz
- 162 **»Sind Sie Oberstudienrat Kraus?«**  
Das Attentat im Rohnsweg (1963)  
von Felix Butzlaff
- 171 **Über Kunst lässt sich nicht streiten – oder doch?**  
Das Bronzerelief an der Stadthalle (1964)  
von Marika Przybilla
- 178 **Der Abriss des Reitstalls im Jahr 1968**  
Ein »bilderstürmerisches Unternehmen,  
das jedem Sinn für Tradition Hohn spricht«  
von Teresa Nentwig
- 204 **Klassenkampf am Felix-Klein-Gymnasium (1969/70)**  
von Matthias Micus

- 215 **Fluch der klammheimlichen Freude**  
**Die Mescalero-Affäre 1977**  
*von Franz Walter*
- 228 **Wisente und Atomraketen**  
**Der Streit um das Ratssaalportal von Jürgen Weber (1983)**  
*von Jöran Klatt*
- 241 **Der letzte Oberschlesier**  
**Der Nationalist und Revanchist Christian Stoll (1985)**  
*von Florian Finkbeiner*
- 250 **»Göttingen, Bullenstadt,  
wir haben dich zum Kotzen satt.«**  
**Die JuZI-Razzia vom Dezember 1986 und ihre Folgen**  
*von Christoph Hoeft und Jonas Rugenstein*
- 262 **»Conny heute von den Bullen ermordet«**  
**Der Tod von Kornelia »Conny« Wessmann  
am 17. November 1989**  
*von Teresa Nentwig*
- 271 **Gefährliches Spiel mit dem Leben**  
**Der Skandal um HIV-verunreinigte Blutkonserven (1993)**  
*von Carolin Schwarz*
- 281 **Schneeballschlacht am Gänseliesel**  
**Die Skandalinsolvenz der Göttinger Gruppe 2007**  
*von Christopher Schmitz*
- 291 **Am Abgrund**  
**Der Veruntreuungsskandal am Jungen Theater  
Göttingen (2010)**  
*von Sebastian Kohlmann*
- 301 **Zwischen politischem Theater und  
unpolitischer Posse**  
**Der AStA-Finanzskandal von 2010/11 und seine Folgen**  
*von Hannes Keune*



- 309 **Umverteilte Lebenschancen**  
**Der Organspendeskandal (2012)**  
*von Leona Koch*
- 319 **Erregte Tierwesen**  
**Der Skandal um Doppelkentauro und**  
**Kragenbär (1985–1987 und 2014/15)**  
*von Julia Kiegeland*
- 331 **Abkürzungen**
- 332 **Bildnachweis**

# Skandale in einer Universitätsstadt

## Zur Einleitung

*von Teresa Nentwig und Franz Walter*

Die Geschichte der Stadt Göttingen ist auch eine Geschichte von Skandalen. Ob im 18. oder im 21. Jahrhundert – immer wieder erschütterten Berichte über unerhörtes Verhalten das Stadtleben. Manchmal blieb die Empörung auf kleine Kreise beschränkt; manchmal wurden mutmaßliche Verfehlungen und Missstände aber auch über die Stadtgrenzen hinaus zu einem Ärgernis: ob die sogenannte Schlüter-Affäre im Jahre 1955 oder der Organspendeskandal 2012 – sie stießen bundes-, ja weltweit auf Resonanz.

Ganz allgemein gilt: Skandale geben Auskunft über die Kräfteverhältnisse in einer Gesellschaft, sie spiegeln Macht und Ohnmacht, signalisieren, ob und wie unsere sozialen, politischen, rechtlichen oder wirtschaftlichen Systeme funktionieren oder funktioniert haben, und weisen somit auf Fehlentwicklungen hin. Sie bieten Gelegenheit zur öffentlichen Auseinandersetzung über Verhaltensweisen und die mit ihnen verknüpften Wert- und Normvorstellungen. Skandale dienen damit entweder der Durchsetzung bzw. Verstärkung von sozialen Normen oder deren Infragestellung und Aufgabe. Sie zeigen und setzen Grenzen.<sup>1</sup> Dieses Prinzip trifft nicht nur auf Skandale zu, die die Bundesrepublik Deutschland bewegt haben – von der Spiegel-Affäre im Jahr 1962 über den CDU-Parteispendenskandal 1999 bis hin zur Gutenberg-Affäre 2011 –, sondern auch auf Skandale, die über die Grenzen einer Stadt hinaus keine oder nur geringe Resonanz erfahren haben. So ist der sogenannte Kuss-Skandal, der in den 1920er Jahren die Göttinger Bürgerschaft aufwühlte, ein prägnantes Beispiel für einen – gewiss nicht ganz einfachen – Aushandlungsprozess von gesellschaftlichen Normen. Dabei gilt immer: Was gestern als Bagatelle behandelt wurde, kann heute zum größten Aufreger werden. Mit anderen Worten: Skandale, seien es lokale oder überregionale, haben ihre jeweils eigene Konjunktur.

Jedenfalls scheint es auch ein anthropologisches Bedürfnis nach einem Ventil des Skandals zu geben, neben der wohl funktionellen Notwendigkeit, über Skandale in regelmäßigen Abständen Licht in die Dunkelkammern der verschwiegene Vereinbarungen zwischen den Führungsgruppen zu bringen und die Kluft im Werte-haushalt einer Gesellschaft zwischen oben und unten stärker zu schließen. Skandale werden inszeniert. Und das geschieht durchweg nach dem Muster des Bühnenstücks, das Schurken und Helden kennt, Aufstieg, Ruhm und Fall darstellt.<sup>2</sup> Bevor der Skandal ausbricht, genauer: durch Enthüllungen aparter Fehlritte erst zu einem Ereignis wird, existiert eine Phase der Latenz, in der einige oder mehrere Personen bereits längst in Kenntnis sind über das, was später Gegenstand allgemeiner Empörung wird. Aber, nochmals, erst die geeignete Konstellation, der richtige Moment und dann das zielstrebige Werk professioneller Enthüller, Informationsjäger und Kreuzigt-ihn-Rhetoren, freundlicher formuliert: energischer Aufklärer, transformiert die Kolportage oder das vagabundierende Gerücht zum handfesten Skandal.<sup>3</sup> Mündet im Fortgang die primäre Enthüllung in eine ausgedehnte Choreografie des Bannfluchs und geraten gleichsam tagtäglich immer mehr diskreditierende Hinweise an das Tageslicht, dann kann die Dynamik des Skandals den Schurken im Drama ins Wanken, schließlich zu Fall bringen – sei es in der Bundes- oder der Landespolitik, sei es in einer Klein- oder in einer Großstadt.

Auch in anderer Hinsicht trifft das, was für die großen politischen Skandale auf Bundes- oder Landesebene gilt, auf die städtische Ebene zu: Kaum ein Skandal, der die Stadt Göttingen erschütterte, war wie der andere. Zwar lassen sich durchaus Grundmuster und Gemeinsamkeiten erkennen, etwa die bedeutende Rolle der lokalen Medien, insbesondere der *Göttinger Zeitung* (seit 1864 bis 1935), der *Göttinger Presse* (seit 1949 bis 1971) und des *Göttinger Tageblatts* (seit 1889 bis heute). Lokale Medien decken Missstände auf, ordnen sie ein und bewerten sie, beobachten den weiteren Verlauf. Sie geben aber auch Raum für wahre »Leserbrieffluten«, ja für »Leserbriefkriege«, die wiederholt für in diesem Buch dargestellte Skandale kennzeichnend sind, etwa für den bereits erwähnten »Kuss-Skandal«, den Stine Marg und Karin Schweinebraten beschreiben. In früheren Jahrzehnten hingegen spielten die Medien noch eine geringere Rolle – etwas wurde zu einem Skandal,

weil in der Stadt oder im Dorf Gerüchte kursierten, etwa auf dem Marktplatz oder in der Gastwirtschaft. Man empörte sich gemeinsam und erzählte den Skandal weiter. »Solche Stimmungen drängen dann auch zu den am Skandal Beteiligten, was sie wie heute zu Reaktionen zwang.«<sup>4</sup> Mit der wachsenden Bedeutung der Medien wuchs zugleich die Zahl der durch sie öffentlich ausgetragenen Skandale, da Enthüllungen und Entrüstungen auf dem Markt von Kommunikation und Unterhaltung hohe Prämien abwarfen.<sup>5</sup>

In den letzten Jahren zeigte sich der Wandel der Medien aber auch bei der Entwicklung von Skandalen. So ist Bundesverteidigungsminister Karl-Theodor zu Guttenberg 2011 »in großen Teilen von der Macht des Internets überführt worden«<sup>6</sup>. Wohl durfte die Skandalisierung zeitlich nie zu weit getrieben und zu häufig in Gang gesetzt werden, da sonst das Interesse des Publikums abflachte.<sup>7</sup> Wohldosiert angewandt aber durfte man mit den vitalen Interessen der lesenden und schauenden Konsumenten medialer Angebote für den Fall rechnen, dass einzelne Figuren zunächst strahlten, hoch aufstiegen, sich dann in Widersprüchen verfangen, den falschen Umgang pflegten, dem Mammon erlagen und die Ideale verrieten, gar in den begründeten Verdacht der Korruption gelangten. Die Entzauberung früherer Lichtgestalten übte eine schauerliche Faszination aus auf diejenigen, welche sozial weit entfernt von den Stars in Gesellschaft, Wirtschaft und nicht zuletzt in der Politik ansässig waren.<sup>8</sup>

Auch auf lokaler Ebene spielt das Internet, spielen soziale Medien mehr denn je eine Rolle bei Skandalen und Skandalisierungen. Diese gewinnen durch das Zusammenspiel von alten und neuen Medien eine besondere Dynamik, bedingt auch durch die zunehmende Aggressivität im Netz: »Die digitalen Öffentlichkeiten sind sehr viel härter und direkter als all das, was früher in der massenmedialen Welt, abgepolstert und herausgefiltert durch journalistische Selektionsmechanismen, passiert ist«, so Martin Emmer, Professor für Publizistik- und Kommunikationswissenschaft an der Freien Universität Berlin im Sommer 2015.<sup>9</sup> Sein Kollege, der Professor für Medienwissenschaft an der Universität Tübingen Bernhard Pörksen, sprach zur gleichen Zeit gar von »einem bedeutsamen Moment des Medienwandels«, in dem wir uns derzeit befänden – »auf dem Weg von der Mediendemokratie der klassischen Leitmedien hin zur Empörungsdemokratie des digitalen

Zeitalters. Hier verlieren die traditionellen Machtzentren und publizistischen Monopole an Einfluss. Und auf einmal kann sich jeder zuschalten.«<sup>10</sup> Beispiele für die z. T. »enthemmte Aggression«<sup>11</sup>, die sich bei Skandalen mehr denn je im Internet niederschlägt, bietet bereits der Veruntreuungsskandal am Jungen Theater Göttingen im Jahr 2010, den Sebastian Kohlmann im vorliegenden Buch behandelt.

Neben der bedeutsamen Rolle der Medien fällt bei der Betrachtung von in Göttingen geschehenen Skandalen auf, dass die Georgia Augusta in Gestalt ihrer Studenten und/oder ihrer, z. T. prominenten Gelehrten regelmäßig eine wichtige Akteurin bei Skandalen war – nicht nur im 20. Jahrhundert (etwa Anfang 1952 bei den Protesten gegen Veit Harlan; vgl. dazu den Beitrag von Robert Pausch im vorliegenden Buch), sondern schon viel früher, u. a. zu Beginn des 19. Jahrhunderts. So bewegten 1809 Ereignisse die Studierendenschaft, die später als die sogenannte Gendarmen-Affäre in die Annalen der Stadtgeschichte eingingen (vgl. dazu den Beitrag von Hanna Feesche und Robert Mueller-Stahl in diesem Band). Diese enge Verknüpfung ist jedoch nicht überraschend, prägt doch die 1737 gegründete Universität in weiten Teilen das Stadtleben. Infolgedessen »blieben Protest und Aufbegehren der Studierenden in unterschiedlicher Form und Ausprägung nicht aus«<sup>12</sup>.

Eine weitere Gemeinsamkeit vieler »Göttinger Skandalgeschichten« ist schließlich die Klage zahlreicher Bürger, von der Politik ignoriert zu werden. Auf dieses Lamento trifft man z. B. bei den Diskussionen um den abrisssbedrohten Reitstall, dem ältesten Universitätsgebäude der Stadt Göttingen, im Jahr 1968, aber auch im Jahr 2015, als das geplante Denkmal »Dem Landesvater seine Göttinger Sieben« von der Bildhauerin und früheren Kunstprofessorin Christiane Möbus ein öffentliches Ärgernis war: »Wo bleibt eigentlich die Demokratie, also die Stimme des Volkes? Hat man schon die Göttinger gefragt? Übrigens, man fragt, bevor man einen Vertrag unterschreibt. [...] Lernt man nichts aus der Geschichte? Gewählte Politiker sollten das aber!«, fragte erzürnt ein Leserbriefschreiber.<sup>13</sup> Doch trotz aller Proteste: Der Reitstall wurde abgerissen, das umstrittene Denkmal kommt – Ende Juni 2015 begann der Sockelbau<sup>14</sup>, im November 2015 soll es übergeben werden<sup>15</sup>. So überrascht es kaum, dass Skandale und Skandalchen vielfach als Quelle von Politikverdrossenheit angesehen werden.

Doch auch wenn die in diesem Buch betrachteten Skandale vielfach ähnlich verliefen, gleiche Mechanismen aufwiesen und die Akteure sich ähnelten – am Ende hatte jeder Skandal seine Besonderheiten, seine Spezifika. Ein Beispiel hierfür ist der Reitstallabbriss. »Unter den Talaren Muff von 1000 Jahren«, war eines der Mottos der Studentenbewegung. Nicht länger wollte man allein durch Tradition begründete Hierarchien tolerieren. Auch in Göttingen veranstalteten die Studierenden Happenings, Teach-ins, Straßendemonstrationen und sprengten im Juni 1969 sogar die überfüllte Vorlesung des beliebten Germanisten Prof. Dr. Albrecht Schöne im Auditorium Maximum, um gegen eine aus ihrer Perspektive unzeitgemäße Veranstaltungsform zu protestieren.<sup>16</sup> Dennoch: Verglichen mit anderen Städten blieb es in Südniedersachsen relativ ruhig<sup>17</sup>, ja im Sommer 1968 kam es auch zu einer ungewöhnlichen Koalition: Teile der Studentenschaft und der Professoren taten sich zusammen, um gegen den Abriss des Reitstalles, also des ältesten Universitätsgebäudes, zu protestieren.

Der Reitstallabbruch ist ferner ein Beispiel für ein Geschehnis, welches zu seiner Zeit vergleichsweise wenig öffentliche Empörung hervorgerufen hat. So vermisste z. B. der Hildesheimer Regierungspräsident, der den Abriss genehmigen musste, »den Aufschrei des historischen Gewissens«<sup>18</sup> aus den Reihen der Göttinger Bevölkerung. Damit trifft auf den Abriss des Reitstalles ein wesentliches Kriterium von Skandalen – »die *kollektive* Entrüstung«<sup>19</sup> – nur begrenzt zu. Doch je mehr wir in die Gegenwart kommen, desto stärker wurde der Reitstallabbruch als etwas Unerhörtes wahrgenommen. Mit anderen Worten: Er entwickelte sich nachträglich zu einem Skandal. Der Abriss des Reitstalles spiegelt damit die Veränderung der städtischen Normen seit dem Jahr 1968, mehr noch: Die heutige Beschäftigung mit diesem Gegenstand bringt bisher kaum bekannte skandalöse Aspekte ans Licht. Sie erlauben es mehr denn je, den Reitstallabbriss als einen Skandal zu bezeichnen (vgl. dazu den Beitrag von Teresa Nentwig in diesem Band).

In der Alltagssprache, in der medialen Berichterstattung und auch in der Wissenschaft werden die Begriffe »Skandal« und »Affäre« vielfach synonym verwendet; zum Beispiel ist sowohl vom Parteispendenskandal als auch von der Parteispendenaffäre die Rede, um den gleichen Sachverhalt zu bezeichnen, nämlich die

1999 aufgedeckte illegale Spendenpraxis der CDU in den 1990er Jahren unter Helmut Kohl. Hinzu kommt, dass »die größten europäischen Skandale«<sup>20</sup> Namen tragen wie die »Dreyfus-Affäre« in Frankreich (1894), die »Eulenburg-Affäre« im deutschen Kaiserreich (1907) oder auch die schon angesprochene »Spiegel-Affäre«. Mit Blick auf die beiden Begriffe »Skandal« und »Affäre« gilt somit die Schlussfolgerung des Historikers Frank Bösch: »Eine Abgrenzung der Begriffe scheint [...] wenig sinnvoll.«<sup>21</sup>

\* \* \*

Die in diesem Buch versammelten Aufsätze behandeln vornehmlich Skandale aus den Bereichen Politik, Medizin, Kultur, Wissenschaft und Wirtschaft, wobei aus Platzgründen eine Beschränkung auf rund dreißig Skandale notwendig war. So wird der eine oder andere Leser sicherlich den einen oder anderen Skandal vermissen, etwa die »Spudok-Affäre«<sup>22</sup> 1982, den »Fälschungs-Skandal um Ärzte der Uniklinik Göttingen«<sup>23</sup> im Jahr 2001, einen weiteren »Fälschungsskandal«<sup>24</sup> im Jahr 2009, diesmal an der Fakultät für Geowissenschaften und Geografie der Göttinger Universität, oder den »Umweltskandal«<sup>25</sup> 2012, als illegal gelagerte Chemikalien nach einem Großbrand den kleinen Bach Grone giftgrün färbten und krebsauslösende, weltweit verbotene Chlorverbindungen bis in die Leine schwemmen. Aus früheren Jahrhunderten mussten aus Platzgründen ebenfalls mehrere Skandale weggelassen werden, darunter der »Skandal um gefälschte Liebesbriefe«<sup>26</sup>, der bereits 1458 in Göttingen für Aufsehen sorgte, oder der »weitreichende Skandal«<sup>27</sup>, den der junge Ferdinand Freiherr von Grote, Baron zu Schauen, Ende des 18. Jahrhunderts verursachte, als er die Georgia Augusta mit einem riesigen Berg Schulden verließ – hervorgerufen durch Glücksspiel, Liebesabenteuer, Landpartien und weitere Ausschweifungen.<sup>28</sup>

Auch fehlt ein Beitrag über die Beziehung von Georg Christoph Lichtenberg zur kindlichen Maria Dorothea Stechard. Handelte es sich dabei um einen Skandal? Aus der Sicht des Jahres 2015 ganz gewiss. Ein 34-jähriger Universitätsprofessor, der mit einem zunächst noch elfjährigen Mädchen anbandelt, sie bald ganz zu sich nach Hause holt, um ein eheähnliches Verhältnis, wenngleich »ohne priesterliche Einsegnung«<sup>29</sup>, mit ihr zu praktizieren – ein solcher Professor wäre heute unzweifelhaft ein Fall für den Straf-

richter. Die schöne Stelle als Beamter auf Lebenszeit wäre sicher alsbald perdu. Und ein Ortswechsel wäre ihm fraglos dringend anzuraten.

Aber Lichtenberg, der bis heute viel gelesene und gerühmte Aphoristiker, in seiner Zeit ein hoch geachteter Physiker, Mathematiker und Astronom<sup>30</sup>, lebte nicht im Hier und Jetzt, sondern in den Jahren 1742 bis 1799. Das Mädchen Maria Dorothea Stechard, Tochter eines Leinwebers, geboren am 26. Juni 1765, traf er im Frühjahr 1777 auf dem Göttinger Wall, als es Blumen feilbot, was von einigen Historikern und Literaten als eine Art Vorstufe der Prostitution gedeutet wird.<sup>31</sup> Lichtenberg war vom Anblick des Mädchens sofort entzückt, bat sie um einen Besuch in seiner Stube. Sie kam mit ihrer Mutter, der – so die Vermutung von Klaus Harpprecht – »für die blutjunge Maria Dorothea ein nettes Sümmchen Abstand bezahlt« wurde, angesichts der Missgestalt des zwerghaften Professors mit seinem ausgeprägten Buckel »vermutlich ein wenig mehr als üblich«<sup>32</sup>. Sei es, wie es sei, nach einiger Zeit blieb die »Stechardin« ganz in der Lichtenberg'schen Wohnung, als Bedienstete, Haustochter und Geliebte des um 23 Jahre älteren Gelehrten, bis sie 1782 mit 17 Jahren starb.

Also doch ein Skandal, ein empörenswerter Akt verruchter Pädosexualität, ausgeübt von einem Professor der Georgia Augusta, die den Delinquenten gar noch heute ehrt, indem sie ein Kolleg des geisteswissenschaftlichen Elitenachwuchses nach ihm benennt, was auch die Akademie der Wissenschaften zu Göttingen mit einem Preis so hält? Für die beachtlich große Zahl der literarisch eifrig aktiven Lichtenbergianer, die oft bemerkenswert rüde auf Kritik an ihrem Säulenheiligen reagieren<sup>33</sup>, ist eine solche Interpretation rundum abwegig. Zwar rührt ihre Passion für das Œuvre Lichtenbergs meist in dessen scharfer, ironischer Kritik der Konventionen seiner Zeit. Aber was die sexuellen Begehrlichkeiten Lichtenbergs gegenüber sehr jungen Dienstboten weiblichen Geschlechts angeht, verweisen sie – zweifelsohne nicht zu Unrecht, aber eben doch verblüffend apologetisch – auf die auch ihren Helden fest determinierenden Zeitumstände und herrschenden Gepflogenheiten des späten 18. Jahrhunderts. In der Tat, mit 14 Jahren, für Protestanten: nach der Konfirmation, hatten Mädchen das heiratsfähige Alter erreicht.<sup>34</sup> Philosophie und Rechtswesen hatten sich seinerzeit, anders als noch in der Antike, kaum Gedanken



über einen besonderen, den sexuellen Missbrauch reflektierenden Schutz von Kindern gemacht, wenngleich nach Jahrhunderten der Indifferenz gerade im späten 18. Jahrhundert im Zuge der Aufklärung Mediziner und Moralthologen mehr und mehr auf »die Gefahr einer Verführung durch Erwachsene«<sup>35</sup> hinwiesen.

Dennoch mag der Eindruck von Eckart Kleßmann richtig sein: »Ein Skandalon? [...] Es existiert kein Zeugnis, das bezeugen könnte, man habe in Göttingen an dieser Verbindung [zwischen Lichtenberg und dem Blumenmädchen, Anm. d. V.] ernstlich Anstoß genommen.«<sup>36</sup> Ähnlich urteilt Wolfgang Promies: »In der Tat scheint die Moral Göttingens nicht eben berühmt gewesen zu sein. Man flüsterte von Kästners *präsumtiver Tochter*, wußte eines Theologen Frau als Dirne; die Menge der unehelichen Kinder, die von einheimischen Müttern geboren wurden, war wenigstens so groß wie die Zahl der geschlechtskranken Purschen.«<sup>37</sup> Auch Klaus Harpprecht glaubt nicht an eine besondere Prüderie der damals gut 8.000 Einwohner zählenden »Kleinstadt und Gelehrten-Republik« Göttingen. Schließlich: »Die Professorentöchter versagten sich keinem Flirt, und die Gattinnen betrogen des öfteren nach Strich und Faden. So verrenkten sich wohl nicht viele Bürger den Hals, als Lichtenberg, das bucklicht Männlein, eines der Blumenmädel auf dem Wall zu sich ins Haus lud: die kleine Stechardin.«<sup>38</sup>

Mit den Professorentöchtern und Frauen des gebildeten Bürgertums fädelt Lichtenberg indes nie ein erotisches Techtelmechtel oder auch nur ein freundschaftlich-diskursives Verhältnis ein. Zu den Professorentöchtern, die sich durch wissenschaftliche oder literarische Produktionen (nicht nur) in der Stadtgesellschaft hervortaten, darunter Caroline Schlegel-Schelling, Dorothea Schlözer, Meta Liebeskind und Marie Therese Heyne, pflegte er keine größeren Kontakte. Lichtenberg mochte diesen Typus der »Universitätsmamsellen« nicht. Er goutierte vielmehr die »Aufwärterinnen«, oft sehr junge Mädchen aus sozial einfachen Verhältnissen<sup>39</sup>, »unschuldig und ohne Erfahrungen und Ansprüche«<sup>40</sup>. Lichtenberg stand damit unter den Granden der Geisteselite keineswegs allein: »Schon Rousseau«, so die Münchener Professorin für Literaturwissenschaft Barbara Vinken, »fand, dass der Mann, der eine Intellektuelle heiratet, wahnsinnig sein muss. Auch bei Schiller gibt es sie schon: die berühmte Frau, von der man besser die Finger lässt. Wenn die Frau sich einen Namen gemacht hat und nicht

der Mann, macht sie das sowohl bei Rousseau, als auch bei Schiller, [sic!] fast schon zur Kurtisane. Ehebruch ist nichts dagegen. Darin spiegelt sich die männliche Angst vor diesem Typus von Frau.«<sup>41</sup>

Dass es den Göttinger Bürgern gänzlich gleichgültig war, wie Lichtenberg es mit den Mädchen hielt, dürfte allerdings eine etwas zu pauschalisierende Mutmaßung sein. In Weimar zumindest wurde in jener Zeit über die amourösen Verhältnisse Goethes durchaus auch maliziös geklatscht.<sup>42</sup> Und für Göttinger wird über tadelnde Tratschereien in Bezug auf Lichtenberg ebenfalls berichtet. Jedenfalls versuchte Lichtenberg seine junge Geliebte länger vor der Öffentlichkeit zu verbergen, selbst vor guten Bekannten und Freunden.<sup>43</sup> Als er nach dem Tod der Stechardin abermals ein Mädchen von aus bildungsbürgerlicher Perspektive niederem Stand in sein Haus aufnahm, Kinder mit ihr zeugte, sie später dann heiratete, erregte dies die Missbilligung in seinem professoralen Umfeld.<sup>44</sup>

Gleichviel, man hat die gesellschaftlichen Kontextbedingungen der Zeit zu berücksichtigen: »Außereheliche Verhältnisse und uneheliche Kinder, sexueller Verkehr mit Abhängigen (Köchinnen, Mägden, Dienstboten etc.) und jede Form von – oft sogar durch Mütter betriebene – Kuppelei (unter anderem verdeckte Kinderprostitution) gehören zum Alltag im 18. Jahrhundert, es ist nicht einmal anzunehmen, daß Göttingen hierin etwas Besonderes bot.«<sup>45</sup> Man kann die Historie nicht mit den Maßstäben der Gegenwart in staatsanwaltlicher Strenge durchschreiten und durchmustern. Aber ein wenig skeptisch innehalten darf man schon, wenn man wieder und wieder liest, wie groß und gegenseitig die Liebe zwischen Lichtenberg und seinem Mädchen doch war.<sup>46</sup> Dabei existieren nur zwei – in der Tat berührende – Briefe Lichtenbergs, voller Schmerz unmittelbar nach dem Tode der Stechardin verfasst, die dafür als Quellenbeleg genommen werden und das Fundament schlechthin für eine solche Sicht der Dinge bilden.<sup>47</sup> Von Maria Dorothea Stechard hingegen ist kein Zeugnis überliefert. Kurzum: Wir wissen nur, wie der Mann empfand. Wir wissen hingegen nicht, was das Mädchen fühlte.<sup>48</sup> Und dass die sexuellen Wünsche eines männlichen Mittdreißigers nicht identisch sind (oder *zumindest* sein müssen) mit denen eines Kindes, dürfte für das 18. Jahrhundert nicht weniger zutreffend gewesen sein wie für das 19., 20., 21. Jahrhundert auch. Die Diskussion um dieses

Problem ist in ihren Befunden eindeutig: Es existieren fundamentale Unterschiede, ja Disparitäten zwischen den erotischen/sinnlichen Bedürfnissen eines Mannes weit jenseits der Pubertät und eines Mädchens im Stadium noch davor. »Zwischen der kindlichen Sexualität und der eines Erwachsenen«, so der Frankfurter Sexualforscher Volkmar Sigusch, »klafft ein unüberwindbarer Abgrund, der nur durch mehr oder weniger erkennbare Gewaltanwendung und Machtausübung überwunden werden kann.«<sup>49</sup> Kinder sind, so der klassische Befund des amerikanischen Soziologen und Missbrauchsforschers David Finkelhor, von *Natur* aus – also nicht lediglich aufgrund historisch zu erklärender, von den Umständen ihrer Zeit abhängiger Normen – unfähig, »dem Geschlechtsverkehr mit Erwachsenen wirklich zuzustimmen.«<sup>50</sup> Der erste Impuls von Kindern, so beschrieb es der ungarische Psychoanalytiker Sándor Ferenczi Anfang der 1930er Jahre, auf die sexuelle Bedrängnis durch Erwachsene sei: »Ablehnung, Haß, Ekel, kraftvolle Abwehr. ›Nein, nein, das will ich nicht, das ist mir zu stark, das tut mir weh. Laß mich, dies oder Ähnliches wäre die unmittelbare Reaktion, wäre sie nicht durch eine ungeheure Angst paralysiert. Die Kinder fühlen sich körperlich und moralisch hilflos, ihre Persönlichkeit ist noch zu wenig konsolidiert, um auch nur in Gedanken protestieren zu können, die überwältigende Kraft und Autorität des Erwachsenen macht sie stumm, ja beraubt sie oft der Sinne.«<sup>51</sup> Auch der Hamburger Sexualforscher Eberhard Schorsch, der über viele Jahre die Gefahren des »einvernehmlichen« sexuellen Verkehrs von Erwachsenen mit Kindern eher bagatellisiert hatte, kam zum Ende seines Lebens zu einem revidierten Urteil, was die zuvor von ihm angenommene Gewaltfreiheit einer solchen Beziehung angeht: »Gewalt ist Machtgefälle. Selbst der überaus liebevolle, jegliche Aggression verleugnende Pädophile wird in den Augen des Kindes allein durch sein Alter, sein größeres Wissen, seine überlegene Beurteilungsfähigkeit, ja schon durch die Ungleichheit der Körpergröße und -kraft als stark, imponierend und gewaltig wahrgenommen, was seine, des Starken Werbung um das kleine Kind nur noch verführerischer machen kann. All dies ist gar nicht hinwegzuargumentieren.«<sup>52</sup>

Nochmals: In all diese Wertungen sind Erfahrungen und Lernprozesse, auch ein Wandel der Normen in der Medizin, Psychoanalyse, Sexualwissenschaft und Pädagogik eingegangen, die im

18. Jahrhundert noch nicht vorlagen. Daher überwog seinerzeit eher die Entrüstung über die soziale Mesalliance im Haus Lichtenberg. Ein erheblicher städtischer Skandal, der sich am Alter der Haustochter und Geliebten entzündet hätte, blieb offenkundig aus. In der Lichtenberg-Gemeinde hernach war das hinreichend Grund, dem verehrten Aphoristiker Unbedenklichkeitsbescheide, was seinen Umgang mit jungen Mädchen anging, auszustellen. Zum Topos gerann in der Literatur das Argument, wie sehr doch die Stechardin durch die Beziehung mit dem exzellenten Professor gewonnen hat. Sie lebte dadurch nicht mehr in Enge, Armut und Bedrängnis, sondern in einem großzügigen Haushalt. Der Professor beschenkte sie mit Kleidern und Kettchen<sup>53</sup>, lehrte sie schreiben und lesen. Und das war Lichtenberg wichtig: Sein Mädchen zu formen, ihr einen neuen, allein von ihm kreierte Rahmen zu geben, sie ganz in seinem Sinne zu erziehen. »Die meinige«, schrieb Lichtenberg in seinem Brief an den Mathematiker und Philosophen Albrecht Ludwig Friedrich Meister im August 1782, »gab immer nach und ließ sich alles gefallen und hat mich sehr oft mit Nachgeben beschämt.«<sup>54</sup> Auch das war nicht ungewöhnlich, wie Bruno Preisendörfer in seiner »Reise in die Goethezeit« beschreibt: »Die gebildeten Männer mochten es, junge ungebildete Geschöpfe in einer ehelichen Nacherziehung den eigenen Lebens- und Liebesbedürfnissen anzupassen.«<sup>55</sup> Lichtenberg beabsichtigte bewusst nicht, die Stechardin, wie es bei den »Professorentöchter[n]« seiner Zeit der Fall war, »so weit zu bilden, daß sie tätig in die männlich dominierten Bereiche der Wissenschaften und Literatur eindringen konnte«.<sup>56</sup> In einer gegen die weiblichen »Superklugen« polemisierenden Notiz spottete er, dass deren Denken durch künstliche Systeme so verstellt sei, dass sie »das Natürliche«, was für ihn die wünschenswerte Eigenschaft des »Frauzimmers« ausmachte, »fast allemal« verfehlten.<sup>57</sup>

Gewiss ist fragwürdig, ob man aus alledem so drastische und analytisch nicht sonderlich komplex-differenzierte Schlussfolgerungen ziehen sollte wie die feministische Linguistin Luise F. Pusch, die Lichtenberg mit den Thailand-Sextouristen auf eine gleiche oder ähnlich rangierte Stufe stellt: »Ob Göttingen vor 200 Jahren oder Bangkok heute, ob ›genialer Aufklärer‹ oder simpler Bumstourist: Männer vergewaltigen mit Vorliebe Mädchen, die vier- bis zehnmal jünger sind als sie selber – und (fast) niemand

schert sich drum, (fast) niemand auch nennt die sexuelle Gewalt beim Namen: Lichtenberg, der große Geist, *vergewaltigt* seine jungen Opfer nicht als Serientäter, sondern er ›hat eine Liaison mit ihnen‹, ›nimmt sie zu sich‹, ›hält sie unter Verschuß‹, ›zeugt mit ihnen acht Kinder‹ und was dergleichen ›Leistungen‹ mehr sein mögen. Wahnsinn.«<sup>58</sup> Aber erstaunlich ist schon, dass in einem universitären Kolleg, das nach Lichtenberg heißt und an dem in den letzten Jahren auch GenderforscherInnen gearbeitet haben, dem Vernehmen nach bislang kaum oder gar nicht über den hier geschilderten problematischen Zug im Leben des Autors der »Sudelbücher« diskutiert worden sein soll.

\* \* \*

Die zuletzt genannten, im Folgenden nicht weiter behandelten Beispiele unterstreichen, wie sehr die Göttinger Stadtgeschichte auch eine Geschichte von Skandalen ist. Und das wird sie wohl auch bleiben. Denn schon allein das Thema »Kunst« dürfte auch weiterhin ein zuverlässiger Produzent von Skandalgeschichten bleiben – »Denkmale in Göttingen sind immer strittig«, stellte nämlich der Leiter des Fachbereichs Kultur der Stadt Göttingen, Hilmar Beck, im Frühjahr 2014 richtig fest.<sup>59</sup> So tobte in der Stadtöffentlichkeit unmittelbar vor Drucklegung dieses Buches wieder einmal ein »Kulturstreit«<sup>60</sup>, der u. a. in »Leserbriefduellen«<sup>61</sup> im *Göttinger Tageblatt* und im *Extra Tip* seinen Ausdruck fand und an die hitzigen Diskussionen über das Bronzerelief an der Stadthalle in den 1960er Jahren und den »Doppelkentaur« in den 1980er Jahren (vgl. dazu in diesem Buch die Beiträge von Marika Przybilla und Julia Kiegeland) erinnerte. Die einen sahen einen Skandal darin, dass die Stadt Göttingen ein von Christiane Möbus zu Ehren der »Göttinger Sieben« entworfenes Denkmal auf dem Bahnhofsvorplatz aufstellen will, das lediglich aus einem Granitsockel besteht, an dessen Seite neben den Namen der sieben Professoren auch der der Künstlerin in gleicher Größe und in einer Linie eingraviert ist – eine Schenkung mehrerer südniedersächsischer Bürger an die Stadt Göttingen, die die Kosten für Fundament und Unterhaltung übernimmt. Da war von der »Hässlichkeit des Betonklotzes«<sup>62</sup> die Rede, von der »nächste[n] Abscheulichkeit«, die »unsere Stadt [ziert]«<sup>63</sup>, von einem »Schandmal«<sup>64</sup>, einem »geschmacklose[n] Monstrum«<sup>65</sup>, einem »unvollkommenen Werk«<sup>66</sup>, einem

»unfertige[n] Ding«<sup>67</sup>, einem »peinlichen Geschenkvorschlagn«<sup>68</sup>, einem »nutzlosen Sockel«<sup>69</sup>, einem »unverständliche[n] Klotz in der Landschaft«<sup>70</sup>, einer »Lachnummer«<sup>71</sup>, gar einem »Plagiat«<sup>72</sup> – weil der Sockel »in Form, Farbe, Material und Dimension«<sup>73</sup> eine genaue Kopie des Ernst-August-Reiterstandbilds vor dem Hauptbahnhof in Hannover ist; lediglich der berittene König, der 1837 die sieben verfassungstreuen Göttinger Professoren entlassen und z. T. aus der Stadt vertrieben hatte, fehlt. Eine Göttinger Bürgerin fand es »höchst empörend, dass sich die Künstlerin auf eine Stufe mit diesen großartigen Männern setzt«<sup>74</sup>. Eine weitere Göttingerin kritisierte ebenfalls »die Anmaßung und Dreistigkeit der Christiane Möbus«<sup>75</sup>; der Geschäftsführer der Jungen Union in Göttingen, Lauritz Kawe, sprach von einer »beispiellose[n] Selbstinszenierung«<sup>76</sup> der Künstlerin, ein Bürger von ihrer »ausgeprägte[n] narzisstische[n] Veranlagung«<sup>77</sup>.

Kritisiert wurde aber auch, dass die sieben Göttinger Professoren »keine Demokraten und auch keine Liberale [sic!]«<sup>78</sup> gewesen seien (vgl. dazu auch den Beitrag von Lars Geiges in diesem Band), ja die Brüder Grimm würden »in ihren Märchen Minderheiten, Menschen mit Handikap und Frauen in infamer Weise diskriminieren, zumindest aber politisch unkorrekt darstellen«<sup>79</sup>. Man solle das Denkmal daher »nicht mit ihrem Namen belasten«<sup>80</sup>. Daneben sorgten schließlich die zu erwartenden Folgekosten für erhitzte Gemüter: ob die »Reinigung von Umweltschmutz und Taubendreck« (die »Göttinger Tauben« würden »sich schon auf den neuen Treffpunkt [freuen], saubere Toiletten sind begehrt«) oder die »Entfernung von Graffiti (zu befürchten bei dem überwiegenden Unverständnis der Bürger; ist ja auch eine gute Plakatwand mit viel Laufkundschaft)«<sup>81</sup> – das dafür erforderliche Geld könne auch für einen besseren Zweck Verwendung finden. So lauten nur einige wenige Beispiele für die empörten Reaktionen, die vielfach mit großer rhetorischer Vehemenz und sprachlicher Kreativität (mehrere Leserbriefe in Reimform!) geäußert wurden.

Die anderen – auffallend wenige – lobten das vier Meter hohe und 160 Tonnen schwere Denkmal: »In einem Land mit vielen ihrer Botschaft beraubten und noch mehr vergessenen Denkmälern« mache »ein Sockel ohne Figur Sinn. Ein leeres Denkmal als Stein des Anstoßes ist der Demokratie angemessen.«<sup>82</sup> Ein anderer Leserbriefschreiber bezeichnete es als »originell und witzig«<sup>83</sup>, ein

weiterer »als einfach (und) genial«<sup>84</sup>; das Denkmal symbolisiere die »permanent[e] Aufforderung an uns Bürger, uns keiner Herrschaft irgendeiner Art zu unterwerfen, seien es Menschen, Systeme oder Doktrinen«<sup>85</sup>. In diesem Zusammenhang tat ein weiterer Bürger seine Überzeugung kund, dass »[d]er Mensch keinen Sockel [braucht]« und man »immer den Menschen, niemals den Übermenschen« suchen solle. Vor diesem Hintergrund sei das Denkmal ohne Ross und Reiter »wirklich genial«.<sup>86</sup> Hervorgehoben wurde schließlich, dass das Denkmal »zu kreativ-kontroversen Denken anregt«<sup>87</sup>. Der Stadt könne »nichts besseres [sic!] passieren«, denn »Denkanstöße, Auf- und Anregendes, Widersprüchliches, Künstlerisches, Probleme, Lösungen und Herausforderungen waren schon immer Dinge, die die Menschen weitergebracht haben.«<sup>88</sup> Die Repräsentanten der Göttinger waren im Übrigen genauso gespalten wie die Repräsentierten: Die Annahme der Schenkung wurde im Stadtrat bei 22 Ja- und 19 Nein-Stimmen sowie einer Enthaltung beschlossen.<sup>89</sup>

Zwischenzeitlich deutete sich bereits ein anderer potenzieller Skandal an: Anfang Juni 2015 berichtete das *Göttinger Tageblatt* auf einer ganzen Seite über das Göttinger Unternehmen »Erneuerbare Energie Versorgung AG« (EEV), bei dem in den vergangenen Jahren über 2.400 Anleger rund 25 Millionen Euro angelegt hatten. Seinen Sitz hatte es im Stadtteil Groß Ellershausen, genauer: in der Dransfelder Straße 7 – bis Mitte 2015. Seitdem steht das repräsentative Gebäude leer, und es kam ans Licht, dass die Staatsanwaltschaft Braunschweig bereits seit September 2014 wegen des Verdachts des Anlagebetrugs ermittelt, dass das Unternehmen seit 2013 keinen Jahresabschluss vorgelegt und den Vorstand ausgewechselt hat, ohne die Kapitalgeber von dieser personellen Änderung in Kenntnis zu setzen. Auch über den abrupten Umzug an den neuen Unternehmenssitz in Papenburg an der Ems wurden sie nicht informiert.<sup>90</sup> Das alles »verspricht nichts Gutes«, denn hier, in der Dransfelder Straße 7, waren schon einmal »Milliarden verschwunden, das Kapital der insolventen Göttinger Gruppe, dessen Rechenzentrum einst hier residierte.«<sup>91</sup> Der Skandal um die »Göttinger Gruppe« im Jahr 2007 sorgte bundesweit für Schlagzeilen und findet dementsprechend im vorliegenden Buch Platz (vgl. den Beitrag von Christopher Schmitz). Wird sich nun im beschaulichen Göttingen ein Finanzskandal wiederholen?

Skandale, so machen die vorstehenden Bemerkungen deutlich, sind oft ein heikles Thema. Bei der Beschäftigung mit ihnen stößt man nicht selten auf brisante personenbezogene Daten, manches Mal vielleicht sogar auf justiziable Fakten. Den Herausgebern und Autoren dieses Buches war vor diesem Hintergrund ein verantwortungsvoller Umgang mit Archivfundstücken, Interviewsequenzen und anderen Materialien selbstverständlich.

\* \* \*

Am Ende dieser Einleitung ist vor allem den Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern der von den Autorinnen und Autoren benutzten Archive zu danken. Sie haben die umfangreichen Quellenrecherchen ermöglicht und sachkundig unterstützt. Großer Dank gilt zudem dem Leiter des Fotoarchivs des Städtischen Museums Göttingen, Dr. Wolfgang Barsky, der trotz der Diskussion um den Standort des Museums und dessen finanzielle Zuwendungen von Seiten der Stadt Göttingen viel Zeit investiert hat, um uns bei der Suche nach Abbildungen zu unterstützen. Und schließlich ist natürlich allen Gesprächspartnerinnen und -partnern zu danken. Sie haben einem Teil der Autorinnen und Autoren nicht nur ihre persönliche Sichtweise und ihre Eindrücke geschildert, sondern ihnen z. T. auch Unterlagen zur Verfügung gestellt.

Göttingen, August 2015

## Anmerkungen

- 1 Zu Skandalen vgl. grundlegend u. a. Frank Bösch, *Öffentliche Geheimnisse. Skandale, Politik und Medien in Deutschland und Großbritannien 1880–1914*, München 2009, S. 1–43 u. S. 469–485; Kristin Bulkow/Christen Petersen (Hg.), *Skandale. Strukturen und Strategien öffentlicher Aufmerksamkeitserzeugung*, Wiesbaden 2011; Steffen Burkhardt, *Medien-skandale. Zur moralischen Sprengkraft öffentlicher Diskurse*, Köln 2006; Andreas Gelz/Dietmar Hüser/Sabine Ruß-Sattar (Hg.), *Skandale zwischen Moderne und Postmoderne. Interdisziplinäre Perspektiven auf Formen gesellschaftlicher Transgression*, Berlin u. a. 2014; Hans Mathias Kepplinger, *Die Mechanismen der Skandalisierung: zu Gutenberg, Kachelmann, Sarrazin & Co.: Warum einige öffentlich untergehen – und andere nicht*, München 2012.



- 2 Vgl. hierzu Burkhardt, S. 178 ff.
- 3 Vgl. auch Frank Bösch, Politische Skandale in Deutschland und Großbritannien, in: Aus Politik und Zeitgeschichte, H. 7/2006, S. 25–32, hier S. 26.
- 4 Frank Bösch, Skandale – ein Zeichen des Sittenverfalls?, in: spurensuchen, Jg. 24 (2010), S. 25–29, hier S. 29.
- 5 Vgl. Karl Otto Hondrich, Enthüllung und Entrüstung. Eine Phänomenologie des politischen Skandals, Frankfurt am Main 2002, S. 11 ff.
- 6 Teresa Nentwig, Rausch *und* Ratio. Der Fall Guttenberg, in: INDES. Zeitschrift für Politik und Gesellschaft, Jg. 2 (2013), H. 3, S. 37–44, hier S. 39. Vgl. dazu auch Bernhard Pörksen/Hanne Detel, Der entfesselte Skandal. Das Ende der Kontrolle im digitalen Zeitalter, Köln 2012, S. 92–107.
- 7 Vgl. Hans Leyendecker, Eine kleine Skandalkunde aus Sicht eines Journalisten, in: Stiftung Haus der Geschichte der Bundesrepublik Deutschland (Hg.), Skandale in Deutschland nach 1945, Bielefeld 2007, S. 194–199.
- 8 Vgl. Heinz Bude, Typen von Skandalpolitikern, in: Rolf Ebbinghausen/Sighard Neckel (Hg.), Anatomie des politischen Skandals, Frankfurt am Main 1989, S. 396–411.
- 9 Zit. nach Christoph Driessen, Promis am Online-Pranger, in: Frankfurter Rundschau, 22.07.2015.
- 10 Zit. nach Christoph Driessen, »Es gibt einen verborgenen Kulturkampf«, in: Frankfurter Rundschau, 22.07.2015.
- 11 Bernhard Pörksen. Zit. nach ebd.
- 12 Rolf Kohlstedt, Das Stadtarchiv Göttingen – Jugendkultur und Soziale Bewegungen im Archiv einer Universitätsstadt, in: Gudrun Fiedler/Susanne Rappe-Weber/Detlef Siegfried (Hg.), Sammeln – erschließen – vernetzen. Jugendkultur und soziale Bewegungen im Archiv, Göttingen 2014, S. 97–111, hier S. 99.
- 13 G. Buder, Stimme des Volkes, in: Extra Tip, 03.05.2015.
- 14 Vgl. Katharina Klocke, Sockelbau beginnt, in: Göttinger Tageblatt, 23.06.2015.
- 15 Vgl. Andreas Fuhrmann, Umstrittenes Denkmal am Bahnhof hat Verspätung, in: Göttinger Tageblatt, 29.07.2015.
- 16 Vgl. Hans-Joachim Dahms, Die Universität Göttingen 1918 bis 1989: Vom »Goldenen Zeitalter« der Zwanziger Jahre bis zur »Verwaltung des Mangels« in der Gegenwart, in: Rudolf von Thadden/Günter J. Trittel (Hg.), Göttingen. Geschichte einer Universitätsstadt, Bd. 3: Von der preußischen Mittelstadt zur südniedersächsischen Großstadt 1866–1989, Göttingen 1999, S. 395–456, hier S. 451; Hans-Joachim Dahms, 1968. Wie es kam und was es war, in: ders./Klaus P. Sommer, 1968 in Göttingen. Wie es kam und was es war. In unbekanntenen Pressefotos, Göttingen 2008, S. 10–23, hier S. 14 u. S. 154 f.
- 17 Vgl. Dahms, Die Universität Göttingen, S. 447–451; ders., 1968, S. 17 f.; Sonja Girod, Protest und Revolte – Drei Jahrhunderte studentisches Aufbegehren in der Universitätsstadt Göttingen (1737 bis 2000), Göttingen 2012, S. 235 u. S. 240 f., online einsehbar unter <http://ediss.uni-goettingen.de/>

bitstream/handle/11858/00-1735-0000-000D-EF34-B/girod.pdf [eingesehen am 29.07.2015].

- 18 Zit. nach Vermerk über die Besprechung in der Stadthalle der Stadt Göttingen am 27.05.1968 betreffend: Antrag der Stadt Göttingen vom 19.03.1968 auf Genehmigung des Abrisses der Reithalle, S. 4, in: StAG, C 28 Nr. 1221.
- 19 Hondrich, S. 16 (Hervorhebung im Original).
- 20 Bösch, Skandale – ein Zeichen des Sittenverfalls?, S. 25.
- 21 Ebd.
- 22 Flugblatt der Grün-Alternativen Liste (GAL) mit dem Titel »Wut und Trauer. Polizei tötet Antifaschistin«, abgedruckt in: Fachschaftsräteversammlung der Uni Göttingen (Hg.), Dokumentation Antifaschistischer Widerstand in Südniedersachsen 1989. Erklärungen, Dokumente, Berichte, Plakate, Presse, Fotos, Göttingen 1990, S. 145–148, hier S. 148. Damals, Anfang 1982, wurde öffentlich bekannt, dass die Kriminalpolizei in großem Ausmaß die Göttinger linke Szene bespitzelte und in einem sogenannten Spurendokumentationssystem (Spudok) zahlreiche Personendaten speicherte – ein Skandal, der bis in den Niedersächsischen Landtag Wellen schlug und es überregional u. a. auch in den *Spiegel* schaffte. Vgl. dazu z. B. Rolf Gössner, Einmal verdächtig, immer verdächtig – Göttinger Spudok-Skandal: BürgerInnen unter Dauerverdacht, in: Bürgerrechte & Polizei/CILIP, H. 3/1999, S. 78 ff.; Eckhard Stengel, »Kleines Loch hacken, reinschmeißen!« – Wie die Göttinger Polizei die »Szene« observierte, in: Wolfgang Bittner/Rainer Butenschön/Eckart Spoo (Hg.), Vor der Tür gekehrt. Neue Geschichten aus Niedersachsen, Göttingen 1986, S. 107–111; o. V., Bißchen angefaßt, in: Der Spiegel, 12.04.1982.
- 23 Thorsten Dargartz, Krebsforschung um Jahre zurückgeworfen, in: Welt am Sonntag, 12.08.2001. Das, was zunächst als »Impfung gegen Krebs« (*Frankfurter Allgemeine Zeitung* vom 08.03.2000), als »Sensations-Impfung« (*Süddeutsche Zeitung* vom 03.07.2001), als »Riesenerfolg für deutsche Krebsforscher« (*Kölner Express* vom 01.03.2000) und »bahnbrechende Forschungsarbeit« (so die Jury eines der höchstdotierten Medizinpreise in Deutschland) gefeiert worden war, weckte bald große Zweifel und sorgte für Ernüchterung: Aufgrund diverser Unregelmäßigkeiten wurde der Impfstoff nicht weiterentwickelt. Vgl. dazu auch Burkhardt Röper/Kurt-Martin Mayer, Wiederholte Fälschung?, in: Focus Magazin, 09.07.2001; Holger Wormer/Hubert Rehm, Gebräu aus Göttingen, in: Süddeutsche Zeitung, 03.07.2001.
- 24 O. V., Gerügte Forscher. Konsequenzen aus Göttinger Fälschungsskandal, in: Der Tagesspiegel, 12.10.2009. Mehrere Wissenschaftler der Universität Göttingen hatten bei der Deutschen Forschungsgemeinschaft (DFG) mit gefälschten Publikationslisten eine Nachfolgefiananzierung für einen zuvor mit zwölf Millionen Euro geförderten Sonderforschungsbereich beantragt. Vgl. dazu auch Reimar Paul, Falsche Angaben im Forschungsantrag, in: die tageszeitung, 08.05.2009; o. V., Ermittlungen gegen 14 Göttinger Wissenschaftler, in: Die Welt, 18.03.2010.